



Die Konfultation um Mitternacht.

Von E. Roberts.

Dr. Williamson war gerade eingeschlafen, als es in seinem Zimmer zu läuten anfing. Da sich die Glocke ganz nahe dem Bett befand und einen schrillen Ton hatte, sprang der Doktor sofort aus den Federn und steckte den erstbesten Gegenstand, der ihm in die Hand kam, unter das Läuertuch; dann schlüpfte er rasch in seinen Schlafrock und machte sich auf die Suche nach den Pantoffeln. Einen zog er unter dem Bett hervor, den andern aber konnte er absolut nicht finden, weshalb ihm eben nichts übrig blieb, als in einem Pantoffel die kalte, steinerne Treppe hinabzusteigen. Erst im Vorhause fiel es ihm ein, daß sich der zweite Pantoffel unter der Glocke befinde. Da aber das Läuten nicht aufhören wollte, ging er nicht mehr zurück, fest überzeugt, daß die Trambahn entgleist sei oder ein ähnliches Unglück sich zugetragen habe. Als er das Tor seines Häuschens öffnete und einen Blick hinausstat, sprühte ihm der Sturmwind Regentropfen ins Gesicht. Draußen stand ein älterer Mann mit lichtelem Ueberrock und großem Schlapphut, von dessen Krempe das Wasser in Strömen herabfloß.

„Guten Abend,“ sagte der Fremde und präsentierte beim Lüften der Kopfbedeckung seine ungeheure Glage. Im Scheine der Gasflamme konnte Dr. Williamson sehen, wie der Regen dem Manne auf den spitzen Schädel niederfiel und wieder strahlenförmig absprang.

„Ein schrecklicher Abend,“ setzte der Ankommling fort.

„Bitte sich hereinzubemühen,“ unterbrach ihn der Doktor, „von der Witterung werden wir später reden. Womit kann ich Ihnen dienlich sein?“

Der Mann betrat die Wohnung.

„Verzeihen Sie, daß ich gezwungen war, Ihnen die Nachtruhe zu stören,“ entschuldigte er sich höflich, „aber ich bin furchtbar aufgeregt, Herr Doktor. Ich fühle, daß wieder ein Nervenanzfall über mich kommen wird. Möchten Sie mir nicht etwas zur Beruhigung geben?“

Der Doktor geleitete den Patienten ins Ordinationszimmer und drehte das elektrische Licht auf.

„Bevor wir der Sache näbertreten, muß ich einige Fragen an Sie richten,“ sagte er professionmäßig. „Vor allem: Haben Sie nicht zu viel getrunken?“

„Nein.“

Seine Antwort gab er in einem derartig beleidigten Tone, daß der Doktor ihn sofort beschwichtigen mußte.

„Gut, gut,“ meinte er, „ich behaupte ja nicht, daß Sie es getan haben; Sie werden mir aber doch zugeben, daß so etwas zu den Alltätigkeiten gehört.“

Mit diesen Worten bot er dem Fremden einen Sessel an.

Der Patient schien jedoch zum Sitzen nicht die geringste Lust zu haben, sondern warf seinen Ueberrock auf das Sofa und begann mit unruhigen Schritten auf und ab zu gehen. Den Doktor beschlich ganz plötzlich ein unheimliches Gefühl.

In diesem Augenblick wurde das Telephon laut. Der Doktor nahm eine Muschel zur Hand und legte sie ans Ohr, während der Kranke sein Herumlaufen für eine Weile einstellte und zu hören begann.

„Hallo, wer dort? Dr. Williamson?“

„Ja.“

„Gut. Also hören Sie, Herr Doktor. Hier Irrenanstalt Clearfield. Entschuldigen Sie, daß wir Sie bei Nacht stören, es geschieht aber in Ihrem eigenen Interesse. Einer unserer Patienten ist nämlich soeben aus der Anstalt entsprungen, und da man des öfteren Ihre Visitenkarte bei ihm sah, befürchtet der Wärter, daß er zu Ihnen gegangen sein könnte.“

„Was Sie nicht sagen,“ rief der Arzt und warf einen verstohlenen Blick auf seinen ungebetenen Gast. Der Mann hatte unterdessen ein Etui mit Operationsrequisiten geöffnet und strich mit der haarscharfen Schneide eines Instrumentes über seine Handfläche.

„Sollte er zu Ihnen kommen, dann benachrichtigen Sie uns unverzüglich. Seit einiger Zeit ist er ruhiger, man weiß aber niemals, was er eigentlich vor hat. Seinen ersten Wächter hat er vor kurzem mit einem Tessel erschlagen.“

Der Patient ging jetzt im Zimmer auf und ab, während er die Finger seiner Hände, die auf dem Rücken gekreuzt waren, im Takte seines Schrittes öffnete und schloß.

Die Stimme des Doktors klang etwas ungesicher, als er antwortete:

„Wenn die Sachen so stehen, dann wollen Sie, bitte, Ihre Leute sofort schicken.“

„Gerechter Himmel, er ist also schon bei Ihnen?“

„Ich glaube . . .“ erwiderte der Doktor ganz leise.

„Trachten Sie, ihn zu beruhigen. Ich telephoniere sofort zur Polizei, daß man Ihnen eine Patrouille zu Hilfe schicke. Hat er Waffen bei sich?“

Der Arzt drehte sich um. Der nervöse Patient spielte gedankenlos mit dem Ofenschürhaken.

„Einigermassen ja.“

„Hüten Sie sich also und lassen Sie ihn nicht aus den Augen. In etwa zehn Minuten dürfte die Polizei bei Ihnen sein. Adieu.“

Als der Doktor vom Telephon wegging, wandte sich der Fremde an ihn:

„Ich halte es nicht mehr aus. Ich weiß, daß es nur eine Begleiterscheinung meiner Nervenkrankheit ist, schrecklich. So oft ich die Augen schließe, sehe ich einen blutigen Rebel vor mir. Ich versichere Sie, daß ich in einem solchen Zustande geradezu menschengefährlich werden könnte.“

Er trat auf einen Schritt an den Doktor heran, hob seine geballte Fistsfaust und sagte: „Fühlen Sie meinen Puls; ich spüre, wie mir das Blut in den Schläfen hämmert. Mehrere Monate habe ich zur Beruhigung Brom genommen, seit einigen Tagen pausiere ich aber, denn mein Magen ist verstimmt.“

„Ich werde Ihnen trotzdem eine Dosis Brom geben,“ erwiderte der Doktor und warf einen verstohlenen Blick nach der Wanduhr. Dann öffnete er einen Medikamentenkasten und entnahm ihm einen Tiegel mit Brom.

Der Patient überflog mit hastigem Blick die Etiketten an den vielen Fläschchen. „Morphium . . . Zyankali . . . rascher Tod . . . ach, Karbolsäure haben Sie auch . . .“

Er nahm das Fläschchen mit Karbolsäure in die Hand, entfortkte es und legte seine Nase an die Öffnung.

„Ein scharfer Geruch,“ meinte er, „aber ich habe ihn gerne . . . Wie angenehm das in der Nase liegt!“

Doktor Williamson löste eine riesige Dosis Brom in einem Glas Wasser. Der Patient gab die Karbolsäure freiwillig zurück und nahm die zubereitete Medizin ein. Dann setzte er sich in den Lehnstuhl.

„Ich bin überarbeitet,“ begann er nach einer Weile, „das ist das Hauptübel. Und dabei tanzen die Leute fortwährend um mich her.“

um. Jedes Wort, das ich sage, wird gleich weitergetragen, nie kann ich allein sein, nichts Privates gibt es in meinem Leben — ich sage Ihnen, das kann einen geradezu in den Wahnsinn treiben!"

Der Arzt näherte sich seinem Instrumententasten, entnahm ihm ein Operationsmesser und legte es unbemerkt auf den Sessel neben sich.

"Jetzt fühle ich mich schon etwas besser," sagte der Fremde. "Aber ich bin noch immer nicht vollkommen ruhig."

Nachdem er das festgestellt hatte, erhob er sich wieder und begann seinen Spaziergang von neuem.

"Wissen Sie, Herr Doktor, daß ich in der Jugend Athlet war? Was, heute würde man es gar nicht glauben. Ja, jetzt sind meine Gelenke schon steif."

Der Doktor atmete erleichtert auf.

"Sie können sich vorstellen, daß ich gegenwärtig nur selten dazu komme, diesen Sport zu betreiben," sprach er unentwegt weiter, "ich ließ es mir aber trotzdem nicht nehmen, das jetzt so beliebte Dschiu-Dschitsu brieflich zu erlernen. Ich sage Ihnen, etwas geradezu Famoses."

Doktor Williamson griff unwillkürlich nach seinem Operationsmesser.

"Ganz richtig! Ganz richtig!"

"Ich bin direkt begeistert für das Dschiu-Dschitsu," sagte der Fremde seine Ausführungen fort. "Wenn Sie erlauben, will ich Ihnen einige Griffe dieser Kampfsportart zeigen."

Der Doktor horchte auf. Von weitem hörte man bereits den schweren Trab der heranrückenden Patrouille.

"Bemühen Sie sich nicht; ich selbst bin ein eifriger Anhänger des Dschiu-Dschitsu."

"Großartig. Kommen Sie also her, ich werde sofort beginnen. Schauen Sie: die linke kommt hierher ... mit der rechten greife ich so ..."

Der Doktor atmete tief auf. Das Kabriolett blieb stehen beim Haustor stehen.

"Jetzt Achtung!" kommandierte der unheimliche Fremde, "mit dem rechten Knie so."

"Um Gotteswillen, er hat den Doktor erschlagen!" hörte man eine erschreckte Stimme hinter der Tür. "Aufpassen, denn dieser Wüterich hat vielleicht einen Revolver!"

Als der Doktor den Kopf erhob, sah er, wie fünf starke Polizisten den mit aller Gewalt sich widersetzenden Anhänger des Dschiu-Dschitsu hinausdrängen. Ein Zeuzzer der Erleichterung entrang sich seiner Brust. Er schloß die Tür, schob den Riegel zu und wollte wieder schlafen gehen, als das Telephon nochmals zu läuten begann. Flüchend kehrte er um und begab sich zum Apparat.

"Hallo! Doktor Williamson?"

"Ja."

"Gut. Also hören Sie, Herr Doktor. Wir haben Sie grundlos beunruhigt. Der Mann, von dem Sie gesagt haben, daß er bei Ihnen ist, kann nicht mit dem Entsprungenen identisch sein. Unsern Patienten hat nämlich ein Arzt desselben Namens, und zwar Doktor Williamson in der Parkstraße, bereits festgenommen. Die Visitenkarte, die der Pflegerwarter sah, war von diesem Herrn und nicht von Ihnen. Bezeichnen Sie also die Störung. Und wenn die Polizeipatrouille kommt, so schicken Sie sie zurück."

"Hallo, hallo," ließ sich sofort darauf eine weibliche Stimme vernehmen. "Doktor Williamson? Hier Frau Professor Holme. War mein Mann schon bei Ihnen? Ich bin sehr beunruhigt, ob ihm nicht etwas zugestoßen ist. Er hatte in der letzten Zeit eine Reihe Vorlesungen

und ist nun so übermüdet und aufgereggt, daß er heute nicht einschlafen konnte und um ein Beruhigungsmittel zu Ihnen ging."

Williamson benehnte mit der Zunge seine ausgetrocknete Lippen.

"Ein hoher, kahler Mann?"

"Ein begeisterter Dschiu-Dschitsu-Kämpfer?"

"Ganz richtig, Herr Doktor, das ist mein Mann!"

Williamson starrte wie entgeistert ins Leere, den Mund weit aufgerissen, gleich einem geangelteten Fisch.

"Gnädige Frau," antwortete er nach einer Weile mit unsicherer Stimme, "Ihr Herr Gemahl war da, wurde aber ganz unverhofft von irgend jemand abgeholt ..."

"In diesem Regen ist er weiter gegangen? Um Himmelswillen, das kann er ja noch mit einer schweren Krankheit bezahlen!"

"Er ... er hatte ... er war ... stotterte der Doktor lebiglich, und da auch die menschlichen Kräfte ihre Grenzen haben, taumelte er in den Lehnstuhl zurück und ließ den Kopf, in dem es dröhnte und tobte, kraftlos herabsinken ..."

Lupu will nicht Soldat werden.

Von Augustin Erg.

Lupu lag in der schmutzigen, engen Bretterkammer, wo die Werkzeuge aufbewahrt werden, und schloste. Frost schüttelte ihn, Blut badete ihn in Schweiß, und an seinen gesprungenen Lippen hing der Schrei der Todesangst, aber er ließ trotzdem nicht zu, daß der Pope gerufen wurde.

Die Werkzeugkammer befand sich in einer Ecke des Sägewerks, jenseits des Zaunes tummelte sich mit silbrigem Glanz der die Gefahren tiefer Wasserwirbel verbergende Fluß. Zwischen mächtigen Baumstämmen und hoch ausgeschichteten Brettern zitterte das Rattern dreier Sägemaschinen in der Luft, die Kreissäge bissen sich mit scharfem Gellen in den Brettern fest, und rings um die Maschinen häuften sich das Sägemehl zu großen Hügel. Delgeruch und der Duft frischen Grases stiegen zum Himmel hinauf, jenseits des Flusses aber winkten mit Schnee bedeckte Berggipfel. Von hier wollte man Lupu fortzuschleppen, zu den Soldaten, fort aus dem Tal der Schneeberge, fort von dem Fluß, auf dem er im Sommer Flöße zog, und wo er, wenn es ihm heiß wurde, nackt in die Wellen sprang. Nach Bessarabien hätte man Lupu geschleppt, zu den Soldaten, der Korporal hätte ihn geohrfeigt, der Wachtmeister hätte ihn geohrfeigt und der Leutnant hätte ihn geohrfeigt, die Mutter hätte ihn beweint und seine Braut hätte ihn beweint, die Kleana.

Lupu hatte sich um die Tränen der Mutter nicht gekümmert, er hätte sich um die Flöße und Berge nicht gekümmert, aber von Kleana wollte er nicht fort. Lupu wollte nicht Soldat werden und er griff nach dem uralten Mittel, um seinen Willen durchzusetzen.

Zwischen den Arbeitern der Dampfäge konnten die Mitglieder der Assentierungskommission ein sonderbares körperliches Gebrechen beobachten. Die Burschen waren gesund, ihre Lunge war frisch, die Augen waren gut, ihr Herz war stark, aber an ihrer rechten Hand fehl-

ten der Zeige- und Mittelfinger. Lupu konnte zwischen verschiedenen Möglichkeiten wählen.

Die Kreissäge beiß kreischend den Rand des Brettes ab, schmale Laten fielen an beiden Seiten nieder, und hätte Lupu die Hand ein Stückchen weitergeschoben, die Kreissäge würde binnen eines Augenblicks seine beiden Finger erledigt haben. Dazu jedoch war mehr Willenkraft nötig, als dem einundzwanzigjährigen Lupu zur Verfügung stand. Lupu war ein zartbesaiteter Bursche, voll schwermütiger Sentimentalität, und wählte deshalb lieber die zweite Art. Er stemmte beide Finger gegen einen Klob, ergriff mit der linken Hand eine mächtige Axt und schlug mit der Axt nieder. Lupu war aber tatsächlich ein zartbesaiteter Bursche und riß im letzten Augenblick die Hand fort, die Axt sauste mit gestörtem Schwung nieder, traf die äußere Oberfläche seines linken Beines, riß die Haut fort, zerschneidet die Sehnen und zerbrach den Knochen. Lupu wußte, daß all dies nicht dafür genügt, damit er bei der Assentierung für untauglich erklärt werde, aber immerhin genügend war, damit der Arzt der Arbeiterversicherung anerkenne, mit welcher Absicht der verletzte Mann die Axt gebraucht hatte.

Die Wunde blutete heftig, er verband das Bein mit schmutzigen Lappen und legte sich am Rand des Sägewerks, in der Werkzeugkammer, auf den Boden. Die Freunde rieten ihm, auf die Wunde Gras, Spinnweben und Kuhmist zu legen, und er gehorchte. Am andern Tage jedoch begann das Bein aufzuschwellen und gelb zu werden. Frost schüttelte ihn und Blut badete ihn in Schweiß, doch ließ er den Popen nicht rufen, denn er wußte, der Pope würde ihn anzeigen. Auf dem silbrig glänzenden Fluß glitten Flöße dahin, die Flößer sangen während des Ruderns traurige Lieder, und Lupu wußte, daß er nie wieder Flöße ziehen und nie wieder mit Kleana ringen wird. Und nur deshalb, weil er nicht Soldat werden wollte.

Das Kleinsthaus.

Von Bruno Mannel.

Ich fuhr hinaus in den Vorort, wo Bekannte sich angesiedelt haben. Sie bewohnen ein Haus, das nach der neuen Bauweise errichtet ist. Das Haus hat zwei Etagen, Türen und Fenster lassen die neue Bauweise erkennen. Es scheint einem Meister von Sparsamkeit gelungen zu sein, Steine fast nahezu ganz zu vermeiden. Die Mauern sind aus einer gepreßten Masse. Auch gibt es keine Möglichkeit, Spinde von einigem Umfang durch die Haustür zu schaffen — höchstens in zerstücktem Zustand.

Wie ich vor dem Haus stehe, geht die Tür auf. Es ist mein Freund.

"Darf ich dich hinaufbegleiten?" fragte er. "Sehr nett von dir", sagte ich.

"Es ist in deinem Interesse", sagte er.

Nach diesen Worten stieß ich an einen harten Gegenstand und zog mir eine Verletzung zu. "Siehst du", sagte mein Freund.

Der harte Gegenstand war ein Klavier, das den Leuten links gehörte. Sie haben es nicht durch die Tür bekommen und warten auf einen Fachmann, der es zerlegt. Und auf einen Maurer, der im Salon die Wand entfernt, damit das Klavier Platz hat.

Mein Freund schloß die Tür auf und sagte:

"Das ist die Diele. Zieh dich aus. Ich bleibe solange draußen, weil die Diele nur für einen ist."

Ich zog mich aus. Dann rief ich ihn, und er zeigte mir die Wohnung.

"Sieh mal an", staunte ich, "was für eine herrliche Mädchenkammer ihr habt!"

„Es ist das Herrenzimmer!“
 Er klinkte eine Tür auf und sagte „Bitte!“
 Das war das Wohnzimmer.
 „Hübsch groß“, sagte ich, um ihn zu ermuntern.
 „Wie meinst du das?“
 „Ich rechne den Balkon hinzu.“ — —
 — — — „Siehst du, dein Freund findet es auch zu eng!“ Es war eine Damenstimme. Seine Frau. Ich drehte mich um, aber da war niemand. Mein Freund schob mir einen Sessel hin und sagte sanft: „Beruhige dich, es kam aus dem Schlafzimmer. In diesem Haus sind nämlich die berühmten schalldichten Wände zur Anwendung gekommen.“
 In diesem Augenblick erbeite das Haus und ich im innersten Herzen.

„Gotteswillen“, stieß ich entsetzt hervor, „ihr wohnt wohl im Erdbebengebiet?“
 „Es war ein Lasterauto“, beschwichtigte mein Freund. Ich merkte, daß der Fußboden gesunken war. Die Möbel standen schief.
 „Du“, rief ich benommen. „Sieh mal!“ Und ließ eine Zigarre zum Fenster rollen.
 Jetzt tauchte seine Frau auf. Sie stand bedeutend höher. „Gnädige Frau“, sagte ich strahlend, „eine ganz entzückende Wohnung. Ist sie auch preiswert?“
 Da gab es ein Getöse. Mein Freund sank in die Tiefe — samt allen Möbeln. „Preiswert?“ tönte es von unten. „Hast du schon jemals eine Wohnung gesehen, die preiswert ist?“
 „Nein“, rief ich, „aber eure ist wenigstens originell.“ Dann alarmierte ich die Feuerwehr.

baren, ja geradezu anheimlich an den Leib des Lesers rüdenden Wirkung wie das soeben im Verlag „Der Bücherkreis“ erschienene Buch eines bis dahin völlig unbekanntem Autors. Ich weiß nicht, ob er tatsächlich so heißt oder bloß sich so nennt — jedenfalls Albert Klaus hat seinen Arbeitslosenroman „Die Hungernden“ nicht in vier Wänden, in denen er sich furchtbar vor dem Leben abschloß, erkügelte und geschrieben. Nein! Er kommt bestimmt selbst aus der Armee der sechs Millionen Arbeitslosen Deutschlands und ist auch selbst den Kreuzweg vom Wohlfahrtsamt zum Arbeitsnachweis und wieder zurückgegangen. Er hat bestimmt auch selbst, wenn ihm mal das Glück widerfuhr, Arbeit zu haben, in so einer Knochenmühle vom Fabrik wie das von ihm geschilderte Klingenbergische Unternehmen gestanden. Er hat mit den Opfern von Ausbeutung der Arbeitskraft und den Schicksalsgenossen der zu Arbeitslosigkeit Verdammten gelebt, gelitten, verzweifelt, gehofft und vor allem aber — das Wichtigste — eine große Erkenntnis davongetragen. Eben jene Erkenntnis eines menschen-, volks-, staatenmordenden Systems — das des auf Ausbeutung der Volkskräfte und auf rückwärtsloseste Profitjagd ausgehenden Kapitals.

Die Hungernden.

Bericht über einen Arbeitslosenroman.

Von Lucifer.

Der Tischler Holl ist arbeitslos. Seine Frau und die drei Kinder hungern. Oft finden sich im Hause kaum noch harte Brotkrumen, die man im Wasser auflösen kann, oder die Pellen von Kartoffeln. Selten ein Stückchen Kohle oder ein Span Holz. Die Fenster sind mit Eis verkrustet — als wolle sich das Elend vor fremden, verständnis- und gefühlarmen Blicken abschließen. Der Tischler Holl läuft vom Arbeitsnachweis zum Wohlfahrtsamt und vom Wohlfahrtsamt zum Arbeitsnachweis. Und er weiß, daß das eine wie das andere zwecklos ist. Trotzdem läuft er immer wieder. Hier hascht er nach einem Fetten Hoffnung auf Arbeit, dort nach einem Happen Milch, Brot oder Kohle. Alles zusammen ein Nichts, keine Linderung der Not, höchstens ein kurzes Darüber-hinweg-Täuschen auf Tage — nein — auf Stunden! Ein Tropfen Milch, ein paar Scheiben Wurst oder gar einmal ein viertel Pfund Rostfleisch — welche Wirkung! Welche Zuversicht und Hoffnungsfreudigkeit gleich! Wie rasch vergessen sind da die Stunden der Entbehrungen; wie lichtvoll erscheint die Zukunft!

malmt. Wenn er wenigstens Gewissensbisse hätte, der Tischler Holl? Hat sie nicht. Schlägt doch das Gewissen der Welt nicht mehr. Weshalb soll denn gerade das seine noch schlagen? Wo früher das Herz in ihm geessen hat, hängt jetzt an dessen Stelle ein seelenloser Blutklumpen. Auch bald aufgefressen vom Hunger — wie alles, alles — und wie's auch jetzt die Frau auffrisht.

Lange, lange hat es gedauert, bis die Not härter war als die Frau, die immer noch hatte hungern können, wenn sie die Kinder satt wußte, die weiß Gott noch wie lange hätte das durchhalten können, wenn ihr nicht die letzte Kraft das neugeborene — neugeborene — Kind genommen hätte. Jetzt wirft es sie hin, das Fieber verbrennt diesen Körper, der bloß Haut und Knochen ist, bis dieses armselige Stück Proletarierleben zu Asche zerfällt — wie hundert und tausend andere.

Jetzt ist es auch mit dem Tischler Holl aus. Für ihn ist die Frau keine von den Hunderten und Tausenden — für ihn ist das ein Mensch, sein einziger Mensch. Also weiß er doch noch, was das Wort Liebe bedeutet! Gerade jetzt, wo er weiß, daß der einzige Mensch, der ihm Liebe gegeben hat, genommen worden ist. Wo findet er jetzt noch Liebe? Wie kalt und herzlos, mit welcher Selbstverständlichkeit sieht doch die Welt seinem Schicksal zu. . . Schon kommen sie ihn holen — von wegen der gestohlenen Kohlen. Sie haben das Leben seiner Frau nicht retten können — jetzt soll er auch noch ins Gefängnis. . . Der Tischler Holl „versteht die Welt nicht mehr“ — aber er verharret nicht wie der selbige Meister Anton Hebbels in dumpfer Resignation, sondern verliert darüber den Verstand und kämpft als Wahnsinniger einen Kampf gegen Staatsgewalt und sein eigenes längst beschlossenes Schicksal — nämlich jenes, das ihn zum Untergang bestimmt hat.

Das ist die Geschichte des Tischlers Holl. Sie ist typisch — sie ist Massen-schicksal — sie ist das Schicksal der Zeit.

Es wurden viele Bücher über den Krieg geschrieben, und man mag sagen, was man will, sie haben bestimmt manches dazu beigetragen, den Krieg in seiner ganzen Unmenschlichkeit abzulehnen. Es gab das Zeitdrama, das die Probleme unserer Zeit aufrollte und manchen sozialen Tiefstand auf das schonungsloseste entblöhte. Es gab und gibt auch noch den Zeitroman, der sich ebenfalls, wie schon der Name sagt, mit unserer Zeit auseinandersetzt. Aber sie alle sind von keiner derartig unmittel-

Dieses System entthüllt sich schonungslos, wenn der Autor einmal in seinem Buche schreibt: „Es war alles im Ueberfluß vorhanden, verkauft, zerfiel, verdarb. Woran lag es also? An der Verteilung und daran, daß nur des Profites halber produziert wurde, nicht aber, um das Volk mit allem zu versorgen.“

Albert Klaus packt das Arbeitslosenproblem dort, wo es zu packen ist. Er zeigt die Ursache der Arbeitslosigkeit auf. Es genügt ihm nicht, das furchtbare, leider typische Schicksal des arbeitslosen Tischlers Holl und seiner Familie zu schildern. Er erklärt es! Der Untergang dieser Proletarierfamilie durch ein System, das längst in sich selbst überwunden ist, sich aber mit der ganzen Macht seines Kapitals und in dessen Solde stehenden „vaterländischen“ Kampftruppen behaupten will, ist bis ins Mark aufwühlend, ja geradezu Empörung auslösend. Drei Kinder hungern und frieren schon, die ohnedies aber schon an Entbehrungen entkräftete Frau wird gezwungen, ein viertes zu gebären, damit dieses, kaum zum Leben erwacht, an Kälte und Unterernährung zugrunde gehen muß. Das fordert das Gesetz. Eines von vielen, das die kapitalistische Weltordnung zu ihrem Nutzen geschaffen hat.

Wenn zuletzt der Tischler Holl gegen diese morbide, bis in seine Keime vergiftete und verfaulte Gesellschaftsordnung zu Kampfe zieht und zur Gewalttat schreitet, so hat dies nichts mehr mit Gesetzwidrigkeit zu tun. Nein! Hier zeigt sich, wie Empörung über langes Unrecht dulden in Verzweiflung umschlagen kann. Vor dieser Verzweiflung des Tischlers Holl sei gewarnt! Sie kann sich aller bemächtigen die wie er leiden und dulden für ein nicht nur gesetz-, sondern menschenwidriges Handeln von Ausbeutertum, dem es nicht genug war, das Volk zu verelenden, sondern das heute seine niedrigen Interessen mit Pulver und Blei gegen die Arbeiterklasse durchzusetzen bestrebt ist, „damit kein Hoffnungschimmer das Leben erhellt. . . dann, ja dann, dann wird eines Tages der Stern versinken in tiefdunkler Nacht. Dann ist alles aus und vorbei. Dieser Tag darf nicht kommen! . . . Je größer die Not und das Elend, um so fester im Glauben an die neue Zeit! Die kommen wird und muß! Das dritte Jahrtausend wird nichts mehr vom Kapitalismus wissen, es wird der Triumphzug des Sozialismus durch die Welt sein. Feststehen. Zähne zusammenbeißen in Haß und Liebe!“

Ja, das Elend erkennt keine Gesetze an, tritt sie mit Füßen, achtet ihrer so wenig wie der Menschen, die es unter seinen Tritten zer-

Kuriosa.

Unter anderem:

ließ Edgar W. Stark in Amerika, dem einzigen Land, das Pflanzen für patentfähig hält, einen Pfeffer patentieren, der ohne Kern ist und über ein Pfund das Stück wiegt;

ging aus einer Statistik des Professors Kenneth C. Barnhart hervor, daß Amerika den Rekord hält, das mörderischste Land der Welt zu sein, da 1931 in den USA nicht weniger als 12.000 Menschen ermordet worden seien;

konstatierte man, daß in Berlin Augenblicklich über 2000 Hellscher „praktizieren“;

fand ein Londoner Bierbrauer die ewig gelbe Farbe des Bieres langweilig und färbte seinen Gefäßinhalt grün, blau, und rot, um ihm die Farbe des Cocktails und anderer kostbarer Drinks zu geben;

erließ der Dekan von Westminster ein Dekret, in dem er dem Gedanken der Autarkie auch für seinen Nahon Rechnung trug: „Laßt euch nur unter britischen Grabsteinen begraben“;

in:det der „Daily Herald“, daß für die Wiederherstellung der Monarchie in Deutschland Wilhelm seinen ältesten Sohn, die ehemalige Kronprinzessin wiederum ihren erstgeborenen Sproß und die Gattin Wilhelms ihre eigenen Kinder vorge schlagen habe — ohne sich bisher einigen zu können;

trat der Warschauer Hausfrauenverein für die Einschränkung des Handels ein, weil er eine Profanierung des Kusses sei;

vertrugen die Nazis in einem östlichen Berliner Vorort Arbeitlosen täglich einen Liter Milch und wöchentlich ein Pfund Butter, wenn sie den „Angriff“ lesen (bis zur Wahl);

trug Jean Esclaudon in der Pariser Akademie der Wissenschaften die „weltbewegende“ Entdeckung vor, daß sich in den letzten fünf Jahren Europa genau um fünfsechshundert Meter näher zu Amerika hinbewegt habe;

verurteilte das Schöffengericht Schöneberg drei wegen unbefugten Waffenbesitzes angeklagte Nazis zu ganz geringen Geldstrafen, da es den Angaben glauben schenkte, sie hätten die Waffen nur „aus Sammlerinteresse“ zusammengetragen;

befahl der Polizeipräsident von Mount Vernon im Staate New York seinen Polizisten eine Abmagerungskur, da er dicke Bäuche mit der Amtswürde für unvereinbar fand;

schrieb eine Berliner Abendzeitung in einem Artikel „Altersschwäche oder Krebs“: „Während verstorbene alte Leute leicht dazu neigen, die Todesursache in der Altersschwäche zu sehen...“ wozu sich nur sagen läßt, daß verstorbene alte Leute eben recht kurzfristig sind;

verprügelte in Griechenland (Thüringen) ein Dienstherr seinen Fut'erburtschen, weil er sich weigerte, Nazi zu werden, und zog ihm den Wirtschaftsbeitrag von der Löhnung ab;

erzählte er, daß in Amerika gegenwärtig 5000 Kinos geschlossen sind;

erklärte das Kasino von Trouville den Bankrott.

Hausrezepte

Särben, die gereinigt werden sollen, reibe man vorher den volierten Holzruden tüchtig mit Seife oder irgend einem anderen Fett ein, damit das Holz nicht durch scharfe Lauge angegriffen wird.

Gestrichene Gegenstände bekommen durch Wasser oder irgendwelche anderen darauf getropften Flüssigkeiten häufig helle Flecke. Befeuchtet man nun diese Stellen mit Essig, so werden die Flecke bald verschwinden und die ursprüngliche Farbe wird wieder in Erscheinung treten.

Weißer Ledergürtel werden wieder wie neu, wenn sie, auf ein weißes Tuch gelegt, mit einer Mischung aus geschlagenem Eiweiß und Milch abgerieben werden. Zum Abreiben verwendet man am besten einen wollenen Lappen.

Emaille-Kochtöpfe dürfen, solange sie noch heiß sind, niemals mit kaltem Wasser gefüllt werden. Sie müssen nach dem Entleeren der Speisen erst vollständig abkühlen, bevor man sie einweicht, sonst wird als übliche Folge die Emaille platten und abspirigen.

Bei Flaschen, die irgendwelche klebrigen Substanzen enthalten, reibe man den Korkstopfen vor dem Verschließen gründlich mit Fett ein; auch in Stearin getaucht, wird er sich immer leicht abnehmen lassen.

Regenflecke in Seidenstoffen werden in der Regel verschwinden, wenn man den ganzen Stoff leicht mit einem Schwamm und warmem Wasser abreibt und ihn an der Luft an einem schattigen Platz trocknen läßt.

Bei Einmachgläsern verhindert man das Zerspringen, wenn man sie vor dem Gebrauch erwärmt. Am einfachsten geschieht das, wenn man ein Tuch in heißes Wasser taucht, die Gläser darauf stellt und sie von allen Seiten mit dem Tuch einhüllt.

Das Wundlaufen der Füße ist zu vermeiden, wenn man die Schuhe mit einer Mischung von 4 bis 5 Teilen chemisch reinem Salicylsäurepulver auf 50 Teile Federweiß gut einstreut.

Weiteres.

Ein Zwischenruf. In einer Gewerkschaftsversammlung waren die Vertrauensleute während der Aussperrung gezwungen, sich mit einem ganz bornierten KPD-Mann zu beschäftigen. Ein Redner meinte: „Wir müssen zu einem einheitlichen Handeln kommen. Die Kollegen von der KPD müssen endlich Bernunft annehmen.“ Da rief der Kommunist B.: „Da kannst du lange warten!“

Wißverstandene Kur. Karls Arzt hat eine „Methode“: Er hat Karl verschrieben, er solle vor jeder Mahlzeit zehn Minuten lachen. Dann würde er gesund. Eines Tages sitzt Karl im Restaurant und führt seine ärztliche Verordnung durch. Sein Tischnachbar wundert sich, worüber er denn eigentlich lache. „Ich lache um meiner Leber willen!“ erklärt Karl. — „Nun“, meint der andere, „dann werde ich es auch mal mit dem Lachen versuchen. Ich habe meine nämlich schon vor einer halben Stunde bestellt!“

In Mostau ist kürzlich ein Mann erwacht, der fünfzehn Jahre hindurch geschlafen hatte. Sein erster Spaziergang führte ihn auf den Mostauer Paradeplatz. Er fand begeisterten Herzens Abperrungen, Militär, nochmals Militär, er hörte Marschmusik und sah paradiende Truppen im Stiehschritt exakt vorbeimarschieren, und es ergriff ihn eine großartige Feststimmung, und er rief: „Lang lebe unser gnädigster Zar!“ Dann wurde er erschossen. Der arme Kerl wußte ja nicht, daß er die ganze Revolution verschlafen hatte...

Dienst am Kunden. Ein Herr zu einem Wegelagerer: „Entschuldigen Sie bitte, ich habe keine Wertgegenstände bei mir. Aber ich mache Ihnen einen anderen Vorschlag: „Ich werde diesen Weg meinen Bekannten empfehlen.“

Feldmann sitzt, in ein Buch vertieft, im Stadtpark, als ein Bekannter hinzukommt. „Was liest du denn da?“ fragt er. — „Den Baedeker für Indien, ich kann es mir dieses Jahr nicht erlauben, zu verreisen, daher mache ich eine große Reise in Gedanken...“ — „Aber warum liest du denn von hinten nach vorn?“ — „Ja, weißt du, ich bin schon auf der Rückreise.“

Europa im Fluge. Ein Amerikaner durchraute mit seinem Auto in rasender Eile die Straßen des Städtchens Stratford. Ploötzlich stoppte er und fragte einen Einheimischen:

„Komme ich hier zum Hause Shakespeares?“ — „Ja, aber Sie brauchen sich nicht so zu beeilen, er wohnt nicht mehr da.“

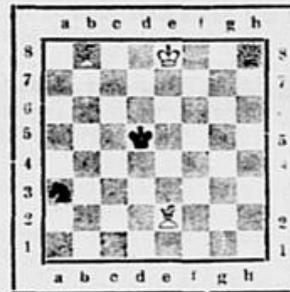
Schach-Ecke.

Alle Zuschriften und Anfragen an Gen. Wenzel Scharoch, Zwettnitz Nr. 65 bei Teplitz-Schönau.

Allen Anfragen ist Retourmarke beizulegen.

Schachaufgabe Nr. 94.

Von Gen. Emil Grimmer, Katarinaborg
Schwarz: Kd5; Sa3 (2).



Weiß: Ke8; Dh8; Lb8, e2 (4).
Matt in zwei Zügen!

Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach Erscheinen an Wenzel Scharoch, Zwettnitz, einzusenden.

Lösungszug zu Nr. 91: Lg2-a8!

Richtige Lösungen sandten nachfolgende Genossen ein: Walter Ludwig, Robert Franz, Michel Rudolf, Schmidt Ferdinand, alle aus Awtikau; Gottfried Hans, Bab Dariau; Sotola A. J., Bodenbach II; Wenzel Adolf, Ansdorf bei Daida; Ohna Josef, Kostomitz; Reinert Julius, Kostomitz; Grimmer Emil, Katarinaberg; Weigel Josef, Loosdorf; Schubert Josef, Pötau; Giese Josef, Markersdorf; Dinneberg Emil, Teitschen; Beutel Wilhelm, Ansdorf bei Teitschen; Lippert Gustav, Eger; Söber Otto, Eger; Scheiter Franz; und Sieb Oskar, Teplitz; Repler Eduard, Pötau; Jankel Eduard, Schoiba; Vilgarth Hermann, Neu-Wilitz; Albert Rudolf, Profischau; Wildorf Adolf, Litzkau; Quai Adolf, Wilitzschau; Seltmader Arthur, Zwettnitz.

Wassenschachwettkampf in Neubel.

Dem Wassenschachwettkampf in Gidwald am 19. Juni folgte nun ein weiterer in Neubel anlässlich des Kreisfestes des VI. Turnkreises gegen die Schachgenossen der Bezirke Aue und Chemnitz, Sachsen. Am Sonntag, den 2. Juli, Wettkampf Chemnitz-Aue gegen Auswahlgemeinschaft des VI. Kreises mit dem Ergebnis 8:6 für Chemnitz-Aue. Zur selben Zeit spielte Gen. Waag, Leipzig, simultan an 32 Brettern. Ergebnis: 13 gewonnen, 13 remis, 6 verloren. Am Sonntag lief der Wassenschachwettkampf an 61 Brettern von Stapel, aus welchem die sächsischen Genossen mit 36:25 Punkten als Sieger hervorgingen. Diese Veranstaltung zeigt die rege Tätigkeit unserer Schachgenossen des VI. Kreises, welche den Schachern aus dem V. Kreis in nicht nachstehen wollen.